

## Lesung

Der Duden ist endlich da. Während Frau G. den Bon eintippt, fällt mein Blick auf das weinrote Blatt auf der Kassentheke, zu groß für einen Handzettel, zu klein für ein Plakat.

»Was halten Sie davon, wenn Sie auch mal bei uns lesen?« fragt sie und zieht mein Buch hinter anderen hervor, macht es zum Ansichtsexemplar, wie es abgesprochen war. »Eine Autorin aus K.« - ein eingemeindeter Stadtteil - »und Sie, ein Autor hier aus St.«

Sie sagt das mit Begeisterung in der Stimme und packt mir das Blatt zum Duden in die Tüte. Die Autorin habe schon in der Filiale in K. gelesen, sehr gut besucht, zumeist Freunde und Bekannte.

Ich verspreche, zur Lesung zu kommen, in zwei Tagen um 18.30 Uhr.

Der Gedanke, selbst eine Lesung vor unbekanntem Publikum zu halten, hakt in meinem Kopf. Nur die von der Autorin ab 16.30 Uhr angesetzten Signierstunden würde ich mir schenken. Das stelle ich mir frustrierend vor, zwei Stunden den Leuten zuzusehen, wie sie Bücher kaufen – andere Bücher, und mein Stapel würde mir ansäuern.

Ich werde der Autorin als der Autor *von nebenan* vorgestellt. Mein Buch gelangt an der Kassentheke wieder in Ansichtsposition, dann wird es der Autorin in die Hand gedrückt. Der Untertitel erweckt Heiterkeit. Ich glaube, mich verhört zu haben: Hat die Autorin gesagt, man solle die Lektorinnen umbringen?

»Warum haben Sie bei BoD veröffentlicht?« fragt die Autorin. Eine zweite Lesungsinteressierte gesellt sich zu uns.

»Ich hatte keine Lust auf jahrelange Verlagsabsagen. Wer verlegt schon gerne einen unbekanntem Autor?«

»Haben Sie keinen Agenten?«

Das Thema verlagert sich auf die ausliegenden Taschenbücher. Ich nehme *Der Schwarm* von Frank Schätzing in die Hand. Unlesbar, sage ich, tausend Seiten, davon fünfhundert mit Recherchewissen vollgestopft, anstatt zu erzählen. Schätzing sei ein wunderbarer Mann, schwärmt die Autorin, und die andere Leserin stimmt ein, sie habe das Buch in einem Rutsch gelesen, nur ihr Mann käme nicht recht voran. Dem habe sie gesagt, er müsse auch nicht jede Seite lesen.

Ich verkneife mir eine schadenfrohe Bemerkung. In meinem Roman muss man nicht umblättern, weil gerade nichts passiert, sondern weil man wissen will, wie es weiter geht.

Zum Ladenschluss wird noch eine Kundin eingefangen. Wir sind jetzt zu dritt in der ersten Reihe, in der Reihe dahinter vier vom Personal. Die Lesung sei schlecht beworben worden, entschuldigt die Autorin. Sie habe doch Erfahrung im Marketing und als Vertriebsleiterin, wende ich ein (ich habe ihre Vita auf der Buchrückseite gelesen), ob man in der Zeitung ...? Sie stimmt zu und nimmt auf einer antiken Holzbank mit Tischvorsatz Platz. Vor zwei Bücherstapeln funkeln Teelichter hinter dunklem Glas mit Sternenmuster. Nein, die Deckenbeleuchtung lasse sich nicht dimmen, sagt die Verkäuferin und verteilt Rot- und Weißwein zu Viertelgläsern, wegen des Autofahrens.

Ob jemand empfindlich sei, fragt die Autorin. Ich vermute psychopathische Gewalt und könnte einwenden, dass ich detaillierte Beschreibungen nicht mag, wenn Schmerz und Ohnmacht des Opfers den Leser bis in perverse Höhen treiben und ihm nur die Wahl zwischen Abscheu und lüsterne Voyeurismus bleibt.

Niemand ist empfindlich. Die Lesung beginnt.

*Jakob nahm die Abfahrt Unterhaching und fuhr über die Münchener Straße zum Parkplatz am Ende des Hochäckerweges. Dort brachte er seinen weißen Toyota-Geländewagen zum Stehen.*

Über diesen höchst aufschlussreichen Romananfang verpasse ich die beiden folgenden Absätze, lediglich die bewusstlose Frau auf dem Rücksitz, *die nichts mehr spürt*, bleibt noch bei mir hängen. Später in der Geschichte plappern zwei Kindern über eine alte Frau, eine Hexe, wie sie sie nennen, ein Junge – der Jakob – ist verstört ob des schwarzen Mannes mit der Schokolade in einer der vielen Taschen seiner Uniform; noch viel später schleicht sich Jakob in das Haus seines Opfers und schnuppelt, trotz des bestialischen Gestankes, nach fünf Tagen an der Leiche herum.

Im Wechsel zwischen zwei Abschnitten meint die Autorin, wir könnten ruhig klatschen. Wir, die Zuhörerschaft, nehmen den Verweis stumm zu Kenntnis und klatschen erst am Ende, als die zweite der beiden Protagonistinnen vom Täter abgespritzt wurde, wie es sich gehört.

Wie ein Roman entsteht? Niemand hat die Autorin danach gefragt. Sie schreibt seit ihren Kindertagen. Zwei Jahre habe sie gebraucht, und gründlich recherchiert, Frau Dr. B. von der forensischen Medizin habe gegengelesen und dann – männliche und weibliche Traumata seien unterschiedlich, Männer morden Frauen stellvertretend für die eigene Mutter oder würden Vergewaltiger. Die zweite Kundin ist begeistert, sie bevorzugt Krimis und hat das Buch auch bereits gelesen, die dritte bekennt, Krimis seien eher nicht ihr Fall.

Demnächst würde ihr zweiter Roman erscheinen, berichtet die Autorin. Der sei psychologisch noch viel feiner gestrickt und noch besser als dieser, aus dem sie heute vorgetragen habe. Sie relativiert: So viel schlechter sei ihr Debütwerk nicht, die regionale Zeitung habe sie mit Minette Walters verglichen, und besser könne ein Kompliment nicht ausfallen. Außerdem sei ihr Buch seit dem Erscheinen im Oktober 2006 schon in der dritten Auflage verlegt – nach noch nicht einmal acht Wochen, wie ich nachrechne. Kritik sei willkommen, sagt sie am Schluss, nur keine destruktive. Also ist nur Lob erlaubt?

Ich verfalle in Schweigen und trinke mein Glas aus.

Das Buch werde ich nicht kaufen und damit ein Zeichen gegen die kollektiven Lesungszwänge setzen. Frau G. bedankt sich im Namen aller für die Lesung und erzählt, wie sie bei der Kundschaft und in den umgebenden Geschäften für die Lesung geworben und auch die mit einer Terminänderung einhergehenden Schwierigkeiten auf sich genommen hatte.

Ich kann Frau G. das nicht antun, mit leeren Händen zu gehen, denke ich; nicht nach dem Engagement, das sie auch für mich aufbringen würde.